

über den Kranken — und mehr als zwei Drittel verrieten mit ihren übrigen Antworten, daß sie sich tatsächlich derart autoritär benehmen.

▷ „Funktionale Autorität“ beruft sich nur auf fachliche Qualifikation; persönliche Beziehungen werden nicht aufgenommen oder sind unerwünscht. Zu diesem Typ zählt die Soziologin Ärzte, die wohl zu Kontroll-Diagnosen bereit sind, nicht aber zu Gefälligkeits-Attesten. 32 Prozent der Befragten erklärten, dies sei der korrekte ärztliche Kommentar, doch nicht mehr als 20 Prozent richteten sich danach.

▷ Nur wenige Ärzte (13 Prozent) gehen auf Wünsche ihrer Patienten, ob sachlich begründet oder nicht, großzügig ein; sie schreiben Gefälligkeits-Atteste und nehmen auch Kontrolluntersuchungen vor. Die Soziologin will in solchem Verhalten den Verzicht auf jegliche Autorität erkennen.

Daß zwischen ärztlichem Denken und Handeln auch im Bereich der rationalen, „funktionalen“ Arzt-Patienten-Beziehung häufig ein Zwiespalt besteht, ist — so las Frau Kaupen-Haas aus ihren Tabellen — mit einem sozialen Konflikt zu erklären: mit der Gruppen-Rivalität zwischen den freiberuflich tätigen und den wissenschaftlich forschenden Medizinern an großen Kliniken. Untereinander halten die befragten niedergelassenen Ärzte regen Kontakt; hingegen gaben mehr als die Hälfte der frei praktizierenden Ärzte an, niemals ein privates Gespräch mit einem Krankenhausarzt zu führen.

So ausgeprägt ist dieses Klassenbewußtsein, daß die freiberuflichen Ärzte sich sogar scheuen, medizinische Fortbildungskurse und Fachkongresse an ihrem Wohnort zu besuchen — denn die Vorträge werden zumeist von Krankenhausärzten gehalten. Verblüfft konstatierte die Kölner Soziologin einen „außerordentlich geringen Grad fachlicher Kommunikation“: Nur jeder sechste Arzt bildet sich auf wenigstens einer Tagung im Vierteljahr weiter, 40 Prozent tun es nie.

In der Front gegen die mehr rational-wissenschaftlich orientierten Kollegen an den Krankenhäusern sammeln sich denn auch die Ärzte vom Typus des gütigen Patriarchen, der treue Abhängige belohnt: Je mehr ein frei praktizierender Arzt mit seinen Standesgenossen Umgang pflegt und je mehr er sich gesellschaftlich von den angestellten Krankenhausärzten isoliert, um so eher übt er „partikuläre Autorität“ aus.

Als autoritärste Teilgruppe überhaupt erwiesen sich jene freiberuflich tätigen Allgemeinpraktiker, die untereinander sehr engen Kontakt pflegen, mit Krankenhausärzten aber überhaupt nicht zusammenkommen. Daß sie sich jemals irren und aus dem Rat spezialisierter Kollegen etwas lernen könnten, will ihnen nicht in den Sinn: Nahezu einmütig lehnen sie Kontrolluntersuchungen ab.

MUSICAL

„COCO“

Viel zu alt

Es war einmal ein armes Waisenkind, das lebte in einem Dorf in der Auvergne. Eines Tages kam ein reicher Mann und trug das Mädchen auf sein Schloß. Doch dort wurde es der Schönen langweilig. Also ging sie nach Paris und begann zu nähen und nähte so schön, daß bald alle Welt ihre Kleider kaufen wollte. Und dabei wurde Coco Chanel, 86, so berühmt, daß ihr märchenhafter Aufstieg jetzt sogar am Broadway besungen wird:

Die Pariser Schneiderin ist die Titel-Heldin des Musicals „Coco“, das

den Hosen-Look für Damen; und weil sie ihre echten Juwelen satt hatte, wurde der Talmi à la Chanel modern.

Singend sinniert Coco Hepburn zwischen chinesischen Paravents und Spiegel-Wänden auch über verflissene Amouren: über den russischen Prinzen, der sie begehrte, und über den reichen Herzog von Westminster, den sie verschmähte, weil „es viele Herzoginnen von Westminster gibt, aber nur eine Coco Chanel“.

Und weil es eben nur eine Coco Chanel gibt, findet diese auch an der Bühnen-Coco wenig Gefallen. „Die Hepburn ist“, so sagt sie, „doch viel zu alt für diese Rolle und kommt mir außerdem wie ein Dragoner vor.“

Ganz unrecht hat sie damit nicht: Vom welken Charme und Cocos greiser Eleganz ist bei der Hepburn nur



Katherine Hepburn (r.), Partnerin in „Coco“: „Ich muß betrunken gewesen sein“

letzte Woche im New Yorker Mark Hellinger Theatre, wo auch die „Fair Lady“ in die Welt gesetzt wurde, Gala-Premiere hatte. „Coco“-Darstellerin dieser aufwendigsten Produktion in der Broadway-Geschichte (900 000 Dollar): Katherine Hepburn, 60. Ihre Wochengage: 14 000 Dollar.

Für „Coco“ war den Autoren Alan Jay Lerner (Libretto) und André Previn (Musik) nichts zu teuer. Für 150 000 Dollar ließen sie Chanel-Kostüme, -Kleider, -Hüte und -Hosen nacharbeiten. Der Mode-Salon der Chanel in der Pariser Rue Cambon, mit Samt und Seide, Gold und Silber ausgestattet, wurde bis ins Detail auf der New Yorker Bühne imitiert.

Dort darf nun Katherine Hepburn zweieinhalb Stunden lang zeigen, wie Coco Karriere machte, nämlich so: Weil sie sich mit der Brennschere die Locken versengte hatte, schnitt sie ihr Haar ab und kreierte damit den Bublikopf; nach einer Segel-Partie ging sie in Hosen zum Cocktail und erfand so

wenig zu spüren. Die Filmschauspielerin, die kürzlich ihren dritten Oscar bekommen hat, geht meistens in ausgelatschten Sandalen und einem verbeulten Gabardine-Anzug. Und viel lieber als „Chanel No 5“ ist ihr „der Duft der Bäume auf der Farm meines Großvaters, vermischt mit dem Geruch von lebenden Hühnern“.

Doch fehlt ihr für „Coco“ noch mehr als nur Chanels Chic. Die Hepburn hat noch nie einen Ton öffentlich gesungen — und das mit gutem Grund: „Mein Gesang ist das Jammervollste, was ich je gehört habe“, bekennt sie, „ich muß betrunken gewesen sein, als ich die Rolle annahm.“

Ob jammervoll oder nicht, dem Broadway-Publikum ist das einerlei. Mit Karten-Bestellungen für 1,5 Millionen Dollar ist „Coco“ für Monate ausverkauft. Und die Filmrechte sind auch schon vergeben. Die Paramount hat sie für nahezu drei Millionen Dollar erworben.